

«Zu Hause kann mir niemand helfen»

Statt der Leistungen bestimmt die soziale Herkunft die schulische Laufbahn. Dank Förderprogrammen soll sich dies ändern.

Annika Bangerter

Es könnte ein ganz normaler Unterricht sein. Doch es ist später Mittwochnachmittag: Die 15 Schülerinnen und Schüler haben frei – und sitzen dennoch in der Schule. Aus Wettingen, Spreitenbach, Wohlen, Baden oder Obersiggenthal sind sie angefahren, um sich in ihrer Freizeit hinter französische Texte oder Mathematikaufgaben zu setzen. iPads werfen ein bläuliches Licht auf ihre konzentrierten Gesichter, Bücher liegen aufgeschlagen vor ihnen, ab und an kratzt leise ein Marker über ein Arbeitsblatt. Es sind alles Schülerinnen und Schüler der Oberstufe, die sich in der Kantonschule Baden zusammenfinden.

Der 14-jährige Michael will den Sprung an die Kantonsschule schaffen. Sein Traumjob: Ingenieur oder eine Stelle bei einer Bank. «Ich möchte studieren, damit ich später einen guten Job finde, um meine Familie finanziell unterstützen zu können», sagt er. Neben ihm sitzt der 15-jährige Milan. Sein Ziel: Informatiker. Er habe schon früher jeden Mittwochnachmittag gelernt. Nur: «Zu Hause bin ich allein. Wenn ich eine Frage habe, kann mir niemand weiterhelfen.» Kommen die Eltern von der Arbeit heim, versuchen sie ihm zwar zu helfen, scheitern dabei aber oft an der Sprache. Milan ist in Serbien geboren und mit seinen Eltern vor drei Jahren in die Schweiz gezogen.

Michael und Milan besuchen das Förder- und Mentoringprogramm Chagall. Darin werden talentierte und leistungsbereite Jugendliche aus bildungsfernen, einkommenschwachen und häufig auch fremdsprachigen Familien unterstützt. Sie starten in der Regel mit deutlich schlechteren Voraussetzungen ins Schulsystem als Kinder aus gut situierten Familien. «Es ist, als müssten sie mit einem Dreirad gegen E-Bikes antreten», sagt Jürg Schoch. Der frühere Rektor des Zürcher Gymnasiums Unterstrass ist Präsident des neu gegründeten Vereins Allianz Chance Plus. Dieser setzt



In ihrer Freizeit pauken Schülerinnen und Schüler der Oberstufe im Förderprogramm Chagall.

Bild: Valentin Hehli (Baden, 24. November 2021)

sich für Chancengerechtigkeit in der Bildung ein. Er vernetzt die bestehenden Förderprogramme und will neue Projekte lancieren. «Statt der Leistung bestimmt im Schweizer Bildungssystem noch immer die Herkunft massiv die schulische und somit auch berufliche Laufbahn», sagt Schoch.

Privilegierte Kinder haben doppelt so hohe Chancen

Im Bildungsbericht aus dem Jahr 2018 heisst es, sehr talentierte Jugendliche aus benachteiligten Familien hätten nur eine halb so grosse Chance, in ein Gymnasium zu gelangen, wie Jugendliche aus privilegierten Familien. Noch stärker zeigt sich der Unterschied, wenn die Eltern über einen Hochschulabschluss verfügen. Schoch rechnet vor: «Akademikerkinder haben eine siebenmal höhere Chance, die gymnasiale Matur zu erreichen, als Kinder von geringer gebilde-

ten Eltern.» Die Gründe sind vielfältig: Es beginnt in der frühen Kindheit mit dem Erzählen von Geschichten und geht weiter mit Besuchen von Tierparks und Museen oder bezahltem Nachhilfeunterricht. Kurz: Es geht um vielfältige Anregungen und Erfahrungswerte ausserhalb der Schule.

Für fremdsprachige Schülerinnen und Schüler ist häufig die Sprache ein Knackpunkt, um das eigene Können überhaupt beweisen zu können. «Wer nicht sattelfest in Deutsch ist, versteht im Unterricht oft gar nicht die Aufgaben», sagt Schoch. Deshalb haken die Lehrpersonen im Chagall-Programm immer wieder nach: «Wissen Sie, was der Begriff «Dienstleistung» bedeutet?», fragt eine Lehrerin einen Schüler, der sich über seine Geschichtsaufgaben beugt. «So halb», antwortet er. Es sind solche sprachliche Unschärfen, die dazu führen, ganze Themen

nicht richtig erfassen zu können. Das weiss auch die 13-jährige Nina: «Wenn ich mit meinen Eltern lerne, muss ich gewisse Aufgaben auf Serbisch und dann ihre Antworten wiederum auf Deutsch übersetzen. Das macht es kompliziert», sagt sie. Dies ganz besonders, wenn eine dritte Sprache ins Spiel kommt. Deshalb bringe sie vor allem Französisch-Aufgaben in die Chagall-Stunden mit. Ninas Ziel: Sie möchte Architektin werden.

Neben ihr sitzt die 15-jährige Zaineb. Ihr Traum ist es, Medizin oder Wirtschaft zu studieren. Im Förderprogramm könne sie besser lernen als zu Hause, sagt sie. «Hier kann ich mich gut konzentrieren. Ich bin schneller und effizienter mit meinen Aufgaben.»

Drei Lehrpersonen stehen den 15 Jugendlichen im Chagall-Programm jeweils zur Verfügung. Eine ist Regula Arrigoni. «Viele können zu Hause nicht in

Ruhe arbeiten», sagt sie. Etwa, weil die Wohnverhältnisse eng sind oder Geschwister herumspringen. Deshalb bringen die Jugendlichen ihre Hausaufgaben oder ihren Prüfungsstoff mit. Bis am Montagabend teilen sie den Chagall-Lehrpersonen jeweils online mit, welche The-

«Es ist, als müssten sie mit einem Dreirad gegen E-Bikes antreten.»

Jürg Schoch
Alliance Chance Plus

men sie bearbeiten und wo sie konkret Hilfe brauchen. «Kurzfristig geht es darum, einzelne Noten zu verbessern; langfristig darum, sich wirksame Lernmethoden anzueignen, die schulischen Leistungen nachhaltig zu steigern», sagt Arrigoni.

Vier von fünf schaffen es an höhere Schulen

Die Kurse beginnen jeweils in der achten Klasse und dauern bis nach dem ersten Semester des 10. Schuljahres. Die Jugendlichen werden dadurch noch ein halbes Jahr lang in einer weiterführenden Schule oder einer Lehre mit Berufsmatura begleitet. In diesem Herbst ist in Baden der fünfte Chagall-Kurs gestartet. Rektor und Mitinitiator Daniel Franz sagt: «Häufig sind die Schülerinnen und Schüler die Ersten aus ihrer Familie, die einen solchen Weg einschlagen. Ihnen fehlen Ansprechpersonen, die Unsicherheiten auffangen und ihnen helfen, mit dem schulischen Druck umzugehen. Da setzen die Chagall-Lehrpersonen an.» Franz würde gerne mehr Kurse anbieten; die Nachfrage sei grösser als das Angebot. Ausgewählt wird nach Motivation, einem Intelligenztest und den finanziellen Verhältnissen der Eltern. «Das Ziel ist, dass jeweils 80 Prozent der Teilnehmenden den Übertritt schaffen. Das haben wir immer übertroffen.»

Mehr als die Hälfte der Programme von Allianz Chance Plus richten sich an Schülerinnen und Schüler von Sekundarschulen. «Das ist für viele die letzte Chance», sagt Präsident Jürg Schoch. Für ihn ist es unverständlich, dass in der Schweiz nicht mehr für die Chancengleichheit unternommen wird: «Uns entgehen dadurch Fachkräfte und gute Steuerzahler, da Tausende von Schülerinnen und Schülern in unserem Bildungssystem nicht ihr Potenzial ausschöpfen können.» Immerhin hat im Oktober die Schweizerische Konferenz der Erziehungsdirektoren beschlossen, eine Kommission für Bildungsgerechtigkeit einzuführen.

Biokühe kriegen im neuen Jahr nur noch Schweizer Futter

Bio Suisse verschärft seine Richtlinien. Das stellt besonders Hochleistungsmilchbetriebe vor Herausforderungen.

Niklaus Salzmann

Wo Schweiz draufsteht, soll auch Schweiz drinstecken. Diesen Grundsatz will Bio Suisse, der Dachverband der Knospbetriebe, im neuen Jahr zumindest bei einigen Nutztierarten konsequent umsetzen: Ab dem 1. Januar dürfen Kühe, Schafe und Ziegen auf zertifizierten Betrieben ausschliesslich mit Schweizer Knosp-Futter versorgt werden. Derzeit sind noch zehn Prozent Importe aus Europa zugelassen.

Gras und Heu gibt es in der Schweiz genug. Schwieriger wird es für Betriebe, die ihren

Kühen Soja verfüttern. Bislang stammte die Biosoja meist aus der Ukraine, was künftig eben nicht mehr zugelassen ist.

Doch mit dem Kraftfutter – dazu gehören Soja, Getreide und Erbsenproteine – ist es ohnehin so eine Sache. «Wiederkäuer sind nicht gemacht, um so viel Kraftfutter zu verdauen», sagt David Herrmann, Mediensprecher von Bio Suisse. Die gesünderen Tiere sind in der Regel nicht die Hochleistungskühe, die auf Kraftfutter angewiesen sind, sondern diejenigen von weniger hochgezüchteten Rassen, die dann auch weniger Milch geben. Es wäre im Sinne

des Tierwohls, wenn die Biobetriebe vermehrt auf solche Rassen setzen würden.

Nur noch halb so viel Kraftfutter

Bio Suisse hilft auch hier mit einer Verschärfung der Richtlinien nach: Ab 2022 wird der zulässige Anteil Kraftfutter halbiert, erlaubt sind nur noch 5 Prozent statt wie bislang 10 Prozent. Dahinter steckt neben dem Tierwohl noch ein anderer Gedanke: Dort wo Kraftfutter für Tiere produziert wird, könnten stattdessen Pflanzen für die menschliche Ernährung angebaut werden.

Doch kann der Kraftfutteranteil für Milchkühe so ohne weiteres reduziert werden? Oder sind die Tiere auf dieses energiereiche Futter angewiesen? Diese Fragen hat vor einigen Jahren das Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL) untersucht. Anet Spengler, Co-Leiterin der Gruppe Tierhaltung und Tierzucht beim FiBL, sagt: «Bei Kühen mit mittleren Milchleistungen gibt dies keine Probleme. Die Kühe verkraften es gut, und die Milchleistung wird, wenn überhaupt, nur ganz wenig reduziert.»

Anders sieht es bei Hochleistungskühen aus. In der Studie

gab es Tiere, die trotz weniger Kraftfutter gleich viel Milch gaben, aber dazu ihr eigenes Körperfett abbauten. Sie zehren aus, für die Gesundheit ist dies bedenklich. Es gab aber auch Hochleistungskühe, welche keine Mühe mit der Umstellung hatten. Sie reduzierten ihre Milchleistung, wenn das Raufutter nicht gehaltvoll genug war. «Wer Hochleistungsrassen behalten will, muss anpassungsfähige Tiere selektionieren und darauf achten, dass das Grundfutter von guter Qualität ist», sagt Anet Spengler.

Das heisst aber auch, dass insgesamt mit weniger Milch-

ertrag zu rechnen ist. Bereits haben zwei grosse Milchvermarkter – Muuh sowie die Zentralschweizer Milchproduzenten ZMP (der Mehrheitsaktionär von Emmi) – angekündigt, den Produzenten fünf Rappen mehr pro Kilogramm zu bezahlen.

Einen Nachteil haben die neuen Regeln aber aus ökologischer Sicht: Bei weniger Kraftfutter stossen Kühe tendenziell mehr klimaschädliches Methan aus. Auf der anderen Seite wird aber auch Treibstoff gespart, wenn auf Importe mit langen Transportwegen verzichtet wird und weniger Kraftfutter angebaut wird.